

## **Städte an Mosel und Rhein – von der Antike bis nach 1945.**

### **Zum Geleit**

Nur wenige deutsche Regionen können den mit diesem Titel formulierten Anspruch in so herausragender Weise einlösen wie unser Bundesland. Ja, wir standen wieder vor der Qual der Auswahl, wollten wir doch nicht nur die unterschiedlichen Epochen, sondern auch Regionen berücksichtigen und, wenn möglich, thematisch vielfältige Akzente setzen. Die vorliegenden Aufsätze lösen, des bin ich gewiss, diesen Anspruch ein, konnten wir doch neben Historikern und Archivaren unterschiedlicher historischer Fachrichtungen auch einen Architekten und Stadtplaner für die spannende Zeit des Wiederaufbaus nach 1945 gewinnen. Ich danke allen Vortragenden, dass sie sich nicht nur für die wieder sehr gut besuchten Vorträge zur Verfügung gestellt, sondern auch ihre Manuskripte mit Abbildungen und Auswahlbibliographien teils früher, teils später für den Druck eingeliefert haben, so dass der Band drei Jahre nach der Vortragsreihe den Mitgliedern als Jahreshgabe und in den Buchhandel gegeben werden kann.

Von den antiken Städten haben wir Trier ausgesucht, das durch seinen Rang alle Römerstädte hierzulande überstrahlt – und für das wir in Lukas Clemens, viele Jahre selbst als Archäologe in Trier und heute als Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Trier tätig, einen ganz herausragend ausgewiesenen und überdies unserem Institut eng verbundenen Fachmann gewinnen konnten. So kann er uns am Puls der Forschung Gründung und Frühphase der Stadt in der Talaue der Mosel anschaulich machen, den enormen Aufschwung von Stadt und Umland im 2. Jahrhundert schildern, als die Stadt nicht nur eine neue Moselbrücke bekam, sondern auch Großbauten wie das heute noch beeindruckende Amphitheater, den heute verschwundenen Circus mit 500 m langer Pferderennbahn, die Barbarathermen am Moselufer, zu ihrer Zeit die größte Anlage ihrer Art im gesamten Imperium neben den Trajansthermen in Rom, und nicht zuletzt die nördlich der Alpen einzigartige Stadtmauer mit über 30 Türmen und fünf Torburgen, von denen heute noch die weltberühmte Porta Nigra im Norden Zeugnis gibt. In der Krise des 3. Jahrhunderts wurden auch Trier und seine Region von den Germaneneinfällen 275/276 schwer getroffen, die Stadt stieg aber danach zum Vorort der Provinz *Belgica Prima*, zum Sitz der Verwaltung von acht gallischen Provinzen, ja der gallischen Präfektur und Kaiserresidenz auf. Von deren glänzendem Ausbau, der un-

ter Konstantin begann und von seinen Nachfolgern Valentinian und Gratian im späten 4. Jahrhundert vollendet wurde, zeugen noch heute die Reste der riesigen Palastanlage, die als Basilika bekannte Palastaula, die Doppelkirchenanlage, die heute in Dom und Liebfrauenkirche weiterlebt, am südlichen Ende die noch hoch aufragenden Ruinen der so genannten, nie vollendeten Kaiserthermen. Damit einher ging eine Blüte von Landwirtschaft (Spargel und Wein!) und Gewerbe, die aber auch archäologisch nachweisbare Umweltschäden zur Folge hatten. Schon um 400 verlor Trier seinen Status als Kaiserresidenz, die gallische Präfektur zog sich nach Arles zurück, ihr folgten zahlreiche römische Bürger. Die Stadt Trier wurde in kaum 20 Jahren viermal von fränkischen Kriegerern erobert und verwüstet, ein fünftes Mal 455, bevor sie nach dem kurzen spätrömischen Zwischenspiel des *comes Treverorum* fränkischer Herkunft gegen Ende des Jahrhunderts ins entstehende fränkische Reich eingegliedert wurde und seither „nicht mehr im Zentrum weltpolitischer Ereignisse (stand); vielmehr war ihre weitere Geschichte von eher regionaler Relevanz“ (L. Clemens).

Für das hohe und späte Mittelalter (mit einem Ausblick bis in die Gegenwart) vergleicht Gerold Bönnes, der umfassend als Kenner des mittelalterlichen Städtewesens nicht nur unseres Raumes ausgewiesene Leiter des Wormser Stadtarchivs, Worms und Speyer als Schwesterstädte. Die beiden nur 40 km voneinander entfernten Bischofs- und Reichsstädte (bis 1798) erlebten in dieser Zeit „eine bemerkenswert ähnliche Entwicklung“ (G. Bönnes) und erfahren in neuerer Zeit nicht nur ihrer Dome halber, sondern auch wegen ihres jüdischen Erbes zunehmend erhöhte Aufmerksamkeit. Der Beitrag schildert zunächst die Parallelen in der baulichen Entwicklung und der Stadtherrschaft in der Zeit der Salier und Staufer, in der die Bürger beider Städte von den Herrschern früh umfangreiche Rechte erhielten, die sie zu fortschrittlichen und als Vorbild genommenen Formen der städtischen Selbstverwaltung ausbildeten und diese, anders als Mainz, auch bis 1798 behaupten konnten. Sie waren führende Mitglieder des 1254 von Mainz und Worms aus begründeten „Rheinischen Bundes“, der sich in Zeiten schwacher königlicher Herrschaft für Rechtssicherheit und Friedenssicherung einsetzte, und – nach seinem schnellen politischen Scheitern – auch späterer regionaler Städtebünde. Für die bemerkenswerten Bindungen der beiden Städte untereinander und ihre weit reichenden Beziehungen zu anderen Städten waren die jüdischen Gemeinden (mit früher innerer Autonomie und bis zur Vertreibung der Juden aus Speyer im 15. Jahrhundert eng miteinander vernetzt) von großer Bedeutung. Im aschkenasischen Judentum erlangten sie eine bis ins späte Mittelalter und darüber hinaus wirkende Vorrangstellung, gerade auch im geistig-geistli-

chen Bereich. Die innere Verfassung der Stadt und die Strukturen ihrer Führungsgruppen waren in Worms und Speyer auffallend ähnlich, ebenso die inneren Konflikte, die zur Teilhabe von Aufsteigern aus dem Handwerk am Stadtreignis führten. Regelmäßig fungierten Vertreter der Speyerer und Wormser Eliten bei den oft heftigen und lang anhaltenden Konflikten, auch mit der Geistlichkeit, in der Nachbarstadt – und darüber hinaus – als Vermittler („Ratsfreunde“). *„Für die Stadtverfassung ist die enge Bindung der Städte untereinander geradezu konstitutiv geworden“* (G. Bönnen). Anders als Mainz, das 1462 vom Erzbischof erobert und seiner strikten Stadtherrschaft unterworfen wurde, konnten die Räte in Speyer und Worms ihre Rechte auch in Zeiten enger werdender Handlungsspielräume in einer von der aufstrebenden Kurpfalz bestimmten politischen Situation weitgehend wahren – bis schließlich die erstarrten Verhältnisse 1798 im Gefolge der Französischen Revolution beseitigt wurden. Nach dem Wiener Kongress, der Worms eine Randexistenz im Großherzogtum Hessen bescherte, was nur teilweise durch industrielle Entwicklung kompensiert wurde, während Speyer ein Kultur- und Verwaltungszentrum der bayrischen Rheinpfalz wurde, Bistum blieb und bis heute Sitz rheinland-pfälzischer Landesbehörden ist, entwickelten sich die beiden Städte, die Jahrhunderte im Gleichtakt geschritten waren, sehr unterschiedlich, um neuerdings im Zeichen ihres reichen kulturellen Erbes wieder gemeinsam aktiv zu werden.

Johannes Dillinger, Heisenberg-Stipendiat und Gastdozent an der Johannes Gutenberg-Universität im Bereich der Frühen Neuzeit, behandelt in weitem Ausgriff „Städte und ihr Umland in der Frühen Neuzeit“ unter kulturwissenschaftlichem Aspekt und mit theoretischem Ansatz als zentrale Orte mit Blick auf Religion, Kultus und Kultur einerseits, Ökonomie, Politik und Administration andererseits. Im 16. bis 19. Jahrhundert neu aufkommende Wallfahrtsorte liegen demnach eher in ländlichen Orten, doch ziehen Köln, Trier und Aachen weiterhin Pilgermassen an, die auch ökonomische Bedeutung haben. Die Handelsmetropole am Rhein war Köln, die als Welthandelsstadt alle anderen Städte an Rhein und Mosel weit übertraf und ihr agrarisches Umland und dessen Gewerbe streng kontrollierte. Mainz, obgleich verkehrsgünstig an Rhein und Main gelegen, konnte seit dem späten Mittelalter weder mit Köln noch Frankfurt konkurrieren. Freilich war die ökonomische Kraft Triers noch bescheidener, obwohl die Stadt von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges im Umland profitierte (z.B. Bürger als Kreditgeber). Andererseits wurde die ökonomische Macht der Stadt als bedrohlich empfunden, was sich auch in der Hexenverfolgung auswirkte. Koblenz, die neue Residenz der Trierer Erzbischöfe/Kurfürsten, überflügelte auch ökonomisch die alte Metropole.

Städte waren nicht nur Absatzmärkte für landwirtschaftliche Produkte des Umlandes, sondern zogen auch Zuwanderer aus den Dörfern an, wobei sich konfessionell und politisch bedingte Unterschiede, etwa in Koblenz, Köln und Mainz, feststellen lassen. Die rechtlichen Unterschiede zwischen Land und Stadt waren in unserem Raum nicht so stark wie die Vorstellung der städtischen Freiheit suggeriert, zumal frühmoderne Herrschaft die rechtlichen Unterschiede zugunsten einer einheitlichen Untertanenschaft nach unten nivellierte. Auch die Zeichenfunktion der (Stadt) Mauer wird relativiert, waren doch auch zahlreiche Dörfer teilweise aufwendig befestigt, wie in Einzelfällen heute noch zu sehen. Bei den Landständen gab es deutliche Unterschiede etwa zwischen Kurmainz auf der einen, Kurtrier, Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken auf der anderen Seite. In Trier waren auch die Bauern mit Abgeordneten in den Volllandtagen vertreten, doch fanden diese nur selten statt, während in den fast jährlich tagenden Ausschusslandtagen mit voller Beschlusskompetenz nur Abgeordnete von 14 Städten den Dritten Stand repräsentierten. Auch für die Volllandtage übertrugen Dörfer die Wahrnehmung ihrer Rechte gerne erfahrenen Deputierten aus den Städten oder gar lokalen Beamten der Herrschaft, wogegen die Städte protestierten, so dass nach 1652 nur noch städtische Deputierte die 14 Städte und die zu ihrer Klientel gehörigen Dörfer auf den Volllandtagen vertraten und so die zentrale Funktion der Stadt auch politisch festigten.

Michael Martin, lange Jahre Leiter des Stadtarchivs und des Museums seiner Heimatstadt, gibt in geradezu literarischem Stil einen Überblick über Landaus Geschichte als die eines deutsch-französischen Grenzfalles, mit Schwerpunkt auf den „*Zeiten voller Kriege, Entbehrungen und politischer Wechselfälle*“ (M. Martin), vor allem seit dem 17. Jahrhundert. Im Dreißigjährigen Krieg wechselte Landau sieben Mal den Besitzer; in den folgenden Jahrzehnten baute Frankreich seine Herrschaft auch über Landau aus. Ihr sichtbarstes Symbol, die von Vauban errichtete Festung, raubte den Landauern ihre besten Weinbergslagen und veränderte die gesamte städtische Topographie. Sie ermöglichte aber auch, dass Landau eine der größten Garnisonen und Hauptnachschubplatz in den folgenden Kriegen wurde und von den in der Pfalz ansonsten so sichtbaren Verheerungen des Pfälzischen Erbfolgekriegs verschont blieb. Von der Blüte der Stadt im 18. Jahrhundert zeugen heute noch prächtige barocke Bürgerhäuser, die auch den Zweiten Weltkrieg überstanden. Landau, eine französische Stadt mit deutscher Bevölkerung und etwa gleich starker französischer Garnison, mit entsprechenden demographischen Folgen, begeisterte sich früh und nachhaltig für die Französische Revolution und vermittelte ihre Ideen ins Reich – auch nach Mainz. In den folgenden Kriegen profi-

tierte Landau, wie schon um 1700, von seiner Funktion als Festung und Nachschubbasis, und zahlreiche Landauer machten unter Napoleon Karriere. Der Übergang unter bayerische Herrschaft 1816 verlief nicht reibungslos, doch fanden die Landauer in König Maximilian, der sie noch in französischer Zeit kennen gelernt hatte, einen Fürsprecher. In Landau wurden die als Hauptverantwortliche für das Hambacher Fest angeklagten Siebenpfeiffer und Wirth von den aus der Stadt und dem Umland stammenden Geschworenen nicht verurteilt, sondern erst im zweiten Anlauf in Zweibrücken. Der Krieg von 1870/71 wurde auch in Landau mit nationaler Begeisterung begrüßt; der Sieg und die Annexion des Elsass befreiten die Stadt aus ihrer Grenzlage, erlaubten die weitgehende Schleifung der Festung und ermöglichten schnelles Wachstum, Ausbau prächtiger Straßen und Parkanlagen. Die Blüte endete mit der Niederlage von 1918, die Landau wiederum zur Grenzstadt machte, nun mit großer französischer Besatzung, die vor allem nach ihrem Ende 1930 die historische Erinnerung dominierte. Nach 1945 wiederholte sich zunächst die Geschichte der Zeit nach 1918, doch anders als damals überwand Politik und Zivilgesellschaft in den Fünfziger Jahren die aus der jeweiligen Erinnerung gespeiste Feindschaft. 1959 schon, drei Jahre vor Mainz, wurde in Landau eine noch heute blühende Deutsch-Französische Gesellschaft gegründet. Nach dem Abzug der Garnison 1999 wurden französische Kasernen zu Wohnungen umgebaut und Landau hofft auf eine neue prosperierende Entwicklung.

Wolfgang Stein, Archivar am Landeshauptarchiv in Koblenz und vorzüglicher Kenner der politischen und administrativen Geschichte, und vor allem der archivalischen Überlieferung (nicht nur) der französischen Zeiten links des Rheins, nutzt eine gute Quellen- und Forschungslage, um *„am Beispiel der Stadt Koblenz die regionale Besonderheit der linksrheinischen Städte als integraler Bestandteil des nachrevolutionären Frankreichs von 1798 bis 1813 darzustellen und nach den sozialgeschichtlichen Folgen zu fragen“* (W. H. Stein). Hierzulande wurde die Modernisierung im 19. Jahrhundert wesentlich durch die Veränderungen von Gesellschaft und Recht im Gefolge der Französischen Revolution bestimmt, die dann im Laufe der Zeit wieder in die allgemeine Entwicklung in Deutschland einmündete. Nach kurzer Einleitung über Koblenz vor der französischen Annexion beschreibt Stein, unter stetem Hinweis auf Forschungsbedarf und die seit 1798 stark verbesserte Quellenlage, zunächst Entfeudalisierung, Säkularisation und die Folgen für Bauern, Bürger und Adel. Nach der Flucht des Kurfürsten 1794, des Adels und eines Teils der höheren Beamtenschaft, verlor der Adel zunächst seine städtischen Palais in der Residenzstadt wie auch seine ländlichen Güter, konnte sie aber 1804 unter

bestimmten Bedingungen wieder erhalten. Aber in Koblenz, wie in den südlichen rheinischen Departements, kam es zu keiner „Rearistokratisierung“ der Gesellschaft, und der Adel kehrte auch nachher nicht mehr in die Stadt zurück. Für die unter der französischen Herrschaft in der Stadt gebliebenen Beamten boten sich nur geringe Chancen, vor allem in der Justiz und als Anwälte. Kaufleute und Unternehmer profitierten von der Säkularisierung, nach französischer Lesart: Nationalisierung der Kirchengüter seit 1802, die in den Quellen gut zu verfolgen ist, vor allem die Versteigerungen und die daraus folgenden Umschichtungen. Koblenzer Stifts- und Klosterkirchen wurden Gemeinde- und Militärkirchen, manche Klostergebäude wurden durch die öffentliche Hand (als Hospital, Magazin, Lazarett oder Gefängnis) genutzt, aber meist bald abgerissen. Es mag überraschen, aber wie ein Vergleich der Sozialstruktur vor und nach der Revolution zeigt, war die *„Stadt ohne Adel und ohne Klöster faktisch schon im 18. Jahrhundert vorgeprägt“*, die französische Annexion radikalisierte eine schon eingeleitete Entwicklung und machte sie unumkehrbar (W. H. Stein). Die geschlossene städtische Gesellschaft (mit Bürgerrecht, Zunftbindung und identitätsstiftendem Katholizismus) wurde nun aufgebrochen. Koblenz blieb Verwaltungsstadt mit den entsprechenden Chancen für (vor allem junge) Beamte und Anwälte. Kaufleute und Unternehmer kann man zu den Revolutionsgewinnern zählen, die eine neue Elite bildeten und auch den erneuten Umbruch 1813/15 gut überstanden. Für die Handwerker, vor 1794 mit 40% die größte Bevölkerungsgruppe, verschärften die französischen Reformen (Freizügigkeit, Wirtschaftsfreiheit) die schon vorher durch Überbesetzung und ländliches Gewerbe verursachten wirtschaftlichen Probleme. Der Übergang zu den Unterschichten, die unter dem Zusammenbruch der kirchlichen Armenpflege litten, waren fließend. Insgesamt ist festzuhalten, dass Entfeudalisierung und Säkularisation in Koblenz wie in anderen linksrheinischen Städten schneller und umfassender als im Rechtsrheinischen eine neue bürgerliche Elite hervorbrachten, die von den neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten, insbesondere auch von den Nationalgüterverkäufen, und dem politischen System der napoleonischen Zeit profitierte und auch den Übergang zur preußischen Zeit erfolgreich schaffte. Für 80% der Bevölkerung, die meisten Handwerker und Angehörige der Unterschichten, hatte sich die Lage durch die Neuerungen eher verschlechtert.

Die Landeshauptstadt wird in einem bis an die Gegenwart heranreichenden Beitrag des Architekten und Stadtplaners Rainer Metzendorf behandelt. Die Planungen für einen tief in die Stadtstruktur eingreifenden Wiederaufbau von Mainz begannen, wie er sehr anschaulich, auch mit Abbildungen von Plänen und Modellen, zeigt, schon nach den schweren

Bombenangriffen 1942/1943. Nach 1945 schienen die inzwischen hinzugekommenen Zerstörungen revolutionäre Neuplanungen zu ermöglichen. Die französische Militäradministration beauftragte den Pariser Architekten Marcel Lods, der mit Le Corbusier ein Manifest rationaler und funktionaler Stadtplanung verfasst hatte, Mainz als „modernste Stadt“ Europas, wenn nicht der Welt zu planen. Seine ersten Entwürfe trennten die unterschiedlichen Nutzungen streng: Die Reste der Altstadt waren für Geschäftshäuser, Kultur- und Unterhaltungsstätten vorgesehen, zwischen Dom und mittlerer Bleiche sollte das Verwaltungszentrum der neuen Landeshauptstadt entstehen, der übrige Bereich, vom Rhein bis zur Universität in der Flakkaserne im Westen der Stadt mit Wohnhochhäusern in großzügigen Grünanlagen bebaut werden. Hafen, Bahnhöfe, Flugplatz und Industrie sollten auf der rechten Rheinseite Platz finden – die freilich zur amerikanischen Besatzungszone gehörte. Gegen diesen utopischen Entwurf, der an die französischen Stadtplanungen für Saarbrücken erinnert, von denen heute noch das Scheibenhause des Kultusministeriums parallel zur Saar zeugt, erarbeitete der Mainzer Baurat Gerhard Lahl heimlich eine moderatere Alternative auf der Basis des gewachsenen Stadtgrundrisses. Auf Betreiben von Erich Petzold, Leiter des Hochbau- und Planungsamtes, wurde dessen Lehrer, Prof. Paul Schmitthenner aus Stuttgart, von der Stadt mit einem „offiziellen“ Gegenentwurf zu Lods beauftragt. Auch er nutzte die überkommene Stadtstruktur, plante aber z.B. in der Verlängerung der Kaiserstraße eine neue Straßenbrücke, deren Auffahrt die Christuskirche zum Opfer fallen sollte. Die Franzosen reagierten empört auf die „intrigant“ eingefädelte Konkurrenz. Petzold verlor die Leitung des Amtes, sein Nachfolger distanzierte sich sofort und öffentlich von der Planung Schmitthenners, und Lods betrieb mit seinem Team die Fortentwicklung seiner Planungen, die nun bis zu 120 m lange 20-geschossige Wohnhäuser auf dem Taubertsberg vorsahen. Die Mainzer ließen sich von den suggestiven Skizzen, die das gute Neue dem schlechten Alten plakativ entgegensetzten, nicht überzeugen; repressive Maßnahmen, wie das Verbot des Wiederaufbaus in der Neustadt, belasteten die Stimmung, zumal die Wohnungsnot drängte und die für 1947 geplanten Neubauten an der Wallstraße sich aufgrund mangelhafter Baugrunduntersuchung verzögerten. Nach einem öffentlichen Angriff Petzolds verwarf der Stadtrat 1948 die Planungen von Lods – sie leben als Unterrichtsgegenstand für modernen Städtebau im Hochschulunterricht weiter. Doch auch Schmitthenner kam nicht zum Zuge, das Planungsamt wurde aufgelöst, der Wiederaufbau verlief ohne Gesamtkonzept. Erst ab 1955 erstellte der aus Weimar in den Westen gekommene Stadtplaner Egon Hartmann einen neuen innerstädtischen Gesamtplan, der vor allem eine neue Verkehrsführung in Anknüp-

fung an gegebene Hauptstraßenzüge vorsah. 1956 richtete die Stadt auch wieder ein Stadtplanungsamt ein, in dem sich in fünf Jahren sechs Amtsleiter abwechselten – wie die Trainer in einem gegen den Abstieg kämpfenden Bundesligaverein. Neue radikale Pläne einer autogerechten Stadt scheiterten; nach harten Konflikten zwischen Verwaltung und Stadtrat wurde der international bekannte Stadtplaner Ernst May mit einer neuen Generalplanung beauftragt. Das unter ihm arbeitende „Büro des Planungsbeauftragten der Stadt Mainz“ verwarf das Konzept einer autogerechten Stadt, plante einen Gürtel von 16 Hochhäusern auf den Höhen rings um die Innenstadt; für die Neustadt wurde eine modifizierte Blockbebauung mit Entkernung und Öffnung der Innenhöfe vorgesehen. Für einzelne Bereiche der Stadt wurden auch konkrete Durchführungspläne erarbeitet. Der Hochhausring Mays wurde auf Betreiben des 1960 wieder ins Amt gekommenen Baudezernenten Jacobi gestoppt, doch konnte dieser nicht verhindern, dass Ende der 1960er Jahre *„in einer wahllosen Beliebigkeit Projekte entstanden, die den baukulturellen Umgang mit dieser traditionsreichen Stadt leugneten und die Stadtsilhouette von Mainz, einst weltberühmt durch die Stiche von Merian, ungebührlich entstellten“*, bevor der Stadtrat 1971 die *„Reißleine zog“* (R. Metzendorf). Nach den Eingemeindungen von sechs Vororten 1969 wurde die Gesamtplanung überarbeitet, die historische Altstadt saniert und die Planungen für die rechtsrheinischen alten Mainzer Gebiete aufgegeben.

Damit reichen unsere Vorträge bis in unmittelbare Vergangenheit, ja Gegenwart, wie in anderer Weise auch die über Landau, Speyer und Worms. In Mainz verzieren das „Mosch-Center“ am Münsterplatz und die vor einigen Jahren sanierten Bonifatiustürme beim Hauptbahnhof immer noch den Ausblick von der Bogenhalle auf dem neu bebauten Kästrich. Zwei Hochhäuser in der Berliner Siedlung stehen seit langem leer und werden demnächst abgerissen. Unweit des Hauptbahnhofs zielt der „tote“ Stummel der Hochstraße mitten in die Grünanlagen am Linsenberg und erinnert so an den Wahn der autogerechten Stadt – die Planungen für die Umgestaltung der Ludwigsstraße entzweien die Gemüter, ebenso die Frage nach Sanierung oder Abriss des als architektonisches Juwel gelobten Rathauses.

Mit der Hoffnung, wieder einen interessanten Band präsentieren zu können, der das Gefallen unserer Mitglieder und der übrigen Leser findet, verbinde ich meinen verbindlichen Dank an die Referenten, an Frau Dr. Hedwig Brüchert für die Redaktion und die Einrichtung für den Druck, an die studentischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Instituts für Geschichtliche Landeskunde unter der bewährten Leitung von Dr. Elmar Rettinger für den Einsatz rund um die Vortragsreihe, vom Entwerfen der

Flyer bis zur Betreuung der Technik und des Büchertischs, schließlich an die Akademie des Bistums Mainz – Erbacher Hof unter Leitung von Prof. Dr. Peter Reifenberg für die wiederum gewährte Gastfreundschaft im Haus am Dom und im Ketteler-Saal.

Mainz, im April 2013

Franz J. Felten